

Abend-



Zeitung.

Einundvierzigster Jahrgang.

Neue Folge: Siebenter Jahrgang. Erster Band.

N^o 7.

Donnerstag, den 12. Februar.

1857.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; dieselbe ist wesentlich für Museen, Journale und Vesicikel, sowie für Kunstvereine geeignet. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr., Inserate werden mit 1 Ngr. die gespaltene Zeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Gelegenheit zu befördern. —

Eine Gefangenschaft bei Schamil.*)

Aus dem Russischen des

E. Werderwshy

übertragen von M. v. P.

I.

Ereignisse wie die nachstehend geschilderten, werden Personen aus der heutigen gebildeten Gesellschaft wie halb vergessene und beinahe fabelhafte Uebertragungen aus längst vergangenen Tagen erscheinen, wie Bruchstücke aus den Erzählungen Coopers, von den blutigen Greueln, die dem ersten Zusammenstoße europäischer Ueberstiedler mit den wilden, ursprünglichen Bewohnern des nördlichen Amerikas folgten.

Und die „Aufgeklärten“ der Jetztzeit haben Recht: Ereignisse wie die zu erzählenden gleichen zu unserem Glück Anachronismen und sind in unserer Zeit nur noch möglich wo, wie auf dem Schauplatz der Cooper'schen Romane, eine nahe Nachbarschaft die europäische Culturwelt mit Völkern im Zustand halber

Barbarei in Berührung setzt, also zum Beispiel in der Türkei, an einigen Grenzen des ungeheuren russischen Reiches, vor allem — am Kaukasus.

Darum ist im 19. Jahrhundert am Kaukasus noch möglich und man kann sich dort kaum über Etwas wundern, was im ganzen übrigen Europa ungläubige Verwunderung erregen würde.

Die Schicksale des Krieges sind hier wie überall wechselnd, und neben Siegen und Erfolgen der russischen Waffen giebt es momentane Niederlagen und Unglücksfälle zu berichten. Zu diesen letztern gehört die Gefangenschaft, welche im Jahre 1854 die Familien der Fürsten Orbeliani und Tschamtschawadze betraf. — Die Erzählung davon ist nichts Anderes als ein lebhaftes Bild der Folgen eines solchen zeitweiligen Sieges der mit uns kriegführenden Bergvölker im Dagestan.

II.

Das erste Gerücht von dem Einbruche der Lesgier in Kachetien erreichte Tiflis am 6. Juli, einem Dienstagmorgen. — Alles in der Stadt war entsetzt über die Keckheit der Räuber, die niemals bis dahin vorgedrungen waren, nie den Alazan überschritten hat-

*) Die nachstehende Erzählung gründet sich, nach einer Bemerkung des russischen Autors, auf die mündlichen Erzählungen der Familien des Generalmajors Fürsten Orbeliani und des Kaiserlichen Obersten Fürst Tschamtschawadze.

ten. Aber das Entsetzen und alle übrigen durch diese Nachricht erweckten Gefühle machten der wahrsten, tiefsten, allgemeinsten Theilnahme Platz als man das Schicksal der fürstlichen Familien Orbeljani und Tschawtschawadze erfuhr, die von den Lesgier aus Zinondal, dem Erbse der Familie Tschawtschawadze, geraubt worden waren.

Zuerst kannte Niemand die Einzelheiten des Raubes, man konnte keine Folgerungen und Schlüsse ziehen, man war bis zur Erstarrung von diesem traurigen Ereignisse ergriffen. Die Bewohner der Stadt gingen stillschweigend aneinander vorüber oder wechselten nur einsilbige Worte wie:

— Haben Sie gehört?

— Ich habe gehört!

Und die Lippen versagten ihnen weiter über das Ereignis zu sprechen. Gerne hätte das Ohr eine Verneinung gehört

Einige der Tiflis'schen Bekannten der unglücklichen Familien, langdienende, den höchsten Kreisen angehörende Personen, drückten ihre Theilnahme lebendiger aus: sie zeigten sich bereit und suchten darum an zu Schamil gehen zu dürfen, um die Befreiung der gefangenen Fürstinnen und ihrer Kinder zu erkaufen, sei es auch um den Preis der eigenen Gefangenschaft.

Dieser Plan, ein Zug edler Selbstverleugnung, blieb natürlich unausführbar.

Der damalige Befehlshaber des Heeres, Civil-Gouverneur des Kaukasus, der allgemein geachtete Cavalerie-General N. A. Read drückte, in seinem Briefe an den Vater der Gefangenen, den Czarewitsch Ilja Georgiewitsch eine nicht weniger tiefe und aufrichtige Theilnahme aus. Unter Anderem schrieb er: „Es hat Gott gefallen alle Maßregeln menschlicher Voraussicht zu Nichte zu machen und zuzulassen, daß die Bergvölker in Kachetien einfielen, wo denn die Töchter und Enkel Gw. Durchlaucht als die ersten Opfer des Raubansfalls fielen.

„Dieses Unglück ist unermesslich, sowie die Trauer mit der nun das patriotische Herz Gw. Durchlaucht geschlagen ist! Ich rechne es mir zur traurigen Pflicht an, mein tiefstes Mitgefühl auszusprechen. Doch kann ich die tröstlichen Hoffnung nicht aufgeben, die unglücklichen Glieder Ihrer Familie aus den Händen der Räuber zu erlösen. Die Vorsehung, die Ihre

Kinder und in ihnen uns alle geschlagen hat, wird uns nicht verlassen und uns Mittel senden ihr Schicksal zu erleichtern.“ *)

Dies ist in einzelnen Zügen der Eindruck, den die Nachricht von der Gefangennehmung der Familien Orbeljani und Tschawtschawadze in Tiflis machte, in Tiflis, wo die nahe Nachbarschaft des ewigen Krieges die Einwohner schon so gewöhnt hat an seine blutigen Chroniken!

Diese große Theilnahme für das Unglück der zwei fürstlichen Schwestern war natürlich vor Allem begründet durch die allgemeine Ueberzeugung, daß es keine physischen Leiden und moralische Erniedrigung gäbe, welche die hilflosen Frauen und noch hilfloseren Kinder in der Gefangenschaft bei grausamen, rohen Feinden, die unbekannt waren mit den Gefühlen christlichen Mitleids und der Ehrfurcht vor dem Unglück nicht erreichen würden. Im Kaukasus weiß man wohl was Gefangenschaft bei den Bergvölkern bedeutet! Aber, abgesehen von dieser, so zu sagen allgemein menschlichen Ursache der Theilnahme, vergrößerten in diesem Lande noch andere Gründe die allgemeinen Trauer.

Die beiden Schwester-Gefangenen, Mütter sechs kleiner Kinder, waren Töchter des Czarewitsch von Grusien und Enkel des letzten gekrönten grusinischen Kaisers. (Georgs XIII.) Die Namen der Fürsten Orbeljani und Tschawtschawadze, Männer der Gefangenen, waren hier gleichfalls historische und geliebte Namen. Alle kannten, liebten und verehrten den General-Major, Fürsten Ilko Orbeljani, der in Folge einer Wunde, die er in der Schlacht von Basch-Kadiklar erhalten, den Heldentod starb.

Die Rechte der Geburt und die dem Vaterlande geleisteten Dienste wurden in diesem Falle zu gerechten Ansprüchen an die besondere Theilnahme des Landes für das Unglück.

Endlich waren die Umstände, die diesem Unglücke vorangegangen waren, kein geringer Grund zu ganz besonderer Theilnahme. Allen in Tiflis war mehr

*) Dieser Brief, so wie die Nachricht von der Gefangennehmung der Fürstinnen, fand den Czarewitsch nicht mehr unter den Lebenden. Er starb am 18. Juni und die Nachricht von der Gefangennehmung traf in Moskau am 22. Juli ein

oder weniger bekannt bis zu welchem Grade das Schicksal der Fürstin Barwara Orbeljani ohnehin schon ein unglückliches war. Der eben über sie hereinbrechende Schicksalssturm fand sie noch tiefgebeugt von einem andern, nicht weniger harten Schläge; ein halbes Jahr vor ihrer Gefangennehmung hatte sie, nach 1½ Jahren der Ehe den angebeteten Mann in dasselbe Grab mit ihrem erstgeborenen Sohne bestatten müssen.

Durch einen sonderbaren Gegensatz erregte das langjährige Glück der anderen Schwester nicht weniger allgemeines Interesse, als das frühere Unglück der Fürstin Orbeljani. Ist es schwerer einem solchen Schicksalsschläge mit einem Herzen zu begegnen, das noch keinen trüben Eindruck empfangen hat, oder mit einem, das schon von bitterem Leide gebrochen ist? Das ist schwer zu entscheiden. . . . Die Fürstin Anna Ijinitichna Tschawtschawadze hatte in ihrer siebenjährigen Ehe mit dem Fürst David Alexandrowitsch Tschawtschawadze nichts erfahren als die freudigen Gefühle einer glücklichen Frau und Mutter. Ihre gesellschaftliche Stellung, vollkommenes häusliches Glück, vollkommene, an Ueberfluß gränzende Sorgenlosigkeit in den äußeren Verhältnissen, mitten in der reichsten Provinz des Kaukasus — alles dieses zusammengenommen konnte eher die Seele einer Frau verweichlichen, als sie zum Tragen großer Prüfungen stählen. Kurz, die Lage der einen, wie die der anderen Schwester schien, gleich sehr der heißesten und aufrichtigsten Beweise der Theilnahme zu bedürfen und sie riefen dieselben auch nicht nur in Grusien und in Tiflis, sondern in ganz Rußland hervor. Der Schreiber dieser Zeilen hat unzählige Beweise dafür in Händen.

Und der Besitzer von Zinondal, Fürst David Alexandrowitsch selbst, der in einigen Tagen Zeit fast seine ganze Familie und sein ganzes Vermögen verlor! Um zu begreifen was er ertragen, was er verloren und alle, die bei diesem traurigen Ereignisse handelten oder vielmehr litten, muß man die ganze traurige Geschichte lesen; aber vorher wollen wir uns bekannt machen mit Zinondal und Kachetien.

Kachetien war immer der farbigste Stein in der Krone der grusinischen Czaren. Durch die Lage, das milde Klima, den fruchtbaren Boden, der die schönsten Gärten im ganzen Lande trägt, ist Kachetien

unendlich fruchtbarer als die Provinzen Tiflis, Duschet und selbst die mannichfaltigen, reichen Bergthäler. Die Natur hat diesen Winkel Grusiens reich geschmückt mit ihren schönsten Gaben. Die Weine Kachetiens sind berühmt, die Bewohner betriebsam und sorgenlos. Zufriedenheit und Gesundheit bezeugen, daß der Mensch es hier verstanden hat die Schätze seines kleinen irdischen Paradieses zu nützen.

Aber als das Paradies des Paradieses muß man Zinondal betrachten, die Besitzung des Fürsten David Alexandrowitsch Tschawtschawadze, die sich sieben Werst von Telawa, (Kreisstadt) an den Ufern des Tschobochuri, welcher sich in den Alazan ergießt, hinreckte. Hier, als im Herzen des Landes floß immer das ganze innere Leben desselben zusammen. Der Besitzer lebte den größten Theil des Jahres hier mit seiner Familie und zog mehr noch durch seine Gastfreundschaft als durch seine gesellschaftliche Bedeutung und durch seinen großen Namen Gäste aus der Nähe und Ferne hin. Die Gastfreundschaft in Zinondal war eine weite, patriarchalische und in Grusien Alt und Jung bekannt. Dennoch war das Haus Zinondal immer eine volle Schale gesegneten Ueberflusses.

Aber dieses kleine Paradies gleicht jenen ausgezeichneten Weinbergen, die auf der Lava und auf der Asche des Vesuvs stehen, der sie in jedem Augenblick verschlingen kann. Für Kachetien aber droht ewig, nicht die feurige Lava des Vesuvs, sondern der, vielleicht noch vernichtendere Strom der räuberischen Ueberfälle. Kachetien ist im Nord-Osten nur durch eine Berghöhe getrennt von den unverföhllichen alten Feinden den Lesgiern, deren heimliche, immer unvorhergesehene, verheerende Ueberfälle eine stete Plage für die blühendste Provinz Grusiens waren. Hier ist der Feind so nahe, daß der Gedanke an einen Ueberfall den Kacheten nie verläßt, ebensowenig als ihn sein Dolch und sein Messer verlassen. Aber ein stetes Gewärtigsein des Ueberfalles verbürgt nicht immer ein glückliches Zurückschlagen desselben. Zuweilen bricht der Feind so unerwartet, oder mit so bedeutenden Kräften herein, daß die zerstreut und vereinzelt liegende Bevölkerung ihm nicht widerstehen kann. Zuweilen wurden sogar alle Vorsichtsmaßregeln von Seiten des regulären Militärs unnütz, das die sogenannte Lesgische Gordinlinie unterhält. Auf der großen

Ausdehnung dieser Linie, die ohngefähr 160 Werst beträgt, nimmt das Militär die Hauptpunkte ein, von denen aus es rasch die Stellung verändern kann. Aber sie können und sollen nicht so zerstreut werden, um jeden Fußsteig einzunehmen, auf dem eine Abtheilung des leichtfüßigen Bergvolkes durchkommen kann, bei ihren kurzen und raschen Ueberfällen. Es kommen auch, obschon selten Fälle vor, wo der Feind die Gordonlinie durchbricht und dann bemüht sich das Militär ihm den Rückweg abzuschneiden, um ihn den frechen Einbruch theuer zahlen zu lassen.

Dies nur war namentlich im Jahre 1854 die Ursache der Zerstörung eines Theils von Kachetien und der Gefangennahme der fürstlichen Familien Orbeljani und Tschawtschawadze.

Die Familie des Fürsten David Alexandrowitsch Tschawtschawadze war erst 14 Tage vor diesem Einfall der Lesgier aus Tiflis in ihrer Besizung Zinondal eingetroffen. Zugleich mit dem Fürsten David Tschawtschawadze und der Fürstin Anna Tschawtschawadze war, deren ohnlängst verwittwete, junge Schwester, die Fürstin Barwara Iljinitchna Orbeljani nach Zinondal gekommen, um den Sommer mit ihren Verwandten zuzubringen, die da hofften durch die Stille des ländlichen Lebens und geschwisterlicher Pflege das Herz der Schwester zu heilen, das noch trostlos war nach den beiden erst kürzlich erlittenen Verlusten. Mit der Fürstin Barwara Iljinitchna war ihr Sohn, der halbjährige Georg, jüngerer Bruder des verstorbenen Kindes und das einzig lebende Vermächtniß aus der kurzen Zeit des verlorenen Familienglücks. In dem kleinen Georg vereinigten sich alle Erinnerungen und alle Anhänglichkeit der jungen Mutter. Die Fürstin begleitete die Nichte des verstorbenen Fürsten Ilko Orbeljani, Prinzessin Nina Baratowa, ein achtzehnjähriges junges Mädchen.

Hier ist es am Platz alle Bewohner des Hauses Zinondal durchzugehen, die von dem Unglück erreicht wurden und es mehr oder weniger getheilt haben.

Die gewöhnlichen Bewohner von Zinondal waren folgende: Der Besizer Fürst David Alexandrowitsch Tschawtschawadze, 37 Jahre alt, Oberster und Adjutant des Oberbefehlshabers von einem Theile des kaukasischen Corps.

Seine Gemahlin, die Fürstin Anna Iljinitchna, geborne grusinische Fürstin, gewesenes Hoffräulein ihrer Majestät der Kaiserin Mutter, 28 Jahre alt.

Die Schwester des Fürsten David, Nina Alexandrowna Gribojedowa, Wittwe unseres unsterblichen Dichters.

Die Tante des Fürsten David, Fürstin Lina Orbeljani, Wittwe des Fürsten Georg Orbeljani, eine Cousine von dem Vater des Fürsten David, des seligen Fürsten Alexander Gersewanowitsch Tschawtschawadze, Greisin von 74 Jahren.

Die Kinder des Fürsten D. A. und der Fürstin A. J. Tschawtschawadze: Salome, Tochter von 6 Jahren; Marie, von 5 Jahren; Helene, von 4 Jahren; Tamara, 3 Jahre alt; ein Sohn Alexander, 1 Jahr und 4 Monate alt; und Lidie, ein Säugling von 4 Monaten.

Aus der Zahl dieser gewöhnlichen Bewohner von Zinondal waren in diesem Jahre nicht zu Hause Nina Alexandrowna Gribojedowa und das dritte Kind der Tschawtschawadze, Helene. Beide waren zum Besuch bei der anderen Schwester des Fürsten D., der Fürstin E. A. Dadian, der verwittweten Beherrscherin von Mingrelieu. Dadurch entgingen sie dem allgemeinen Schicksale der unglücklichen Familie. Aber gleichsam als Ersatz für die Abwesenden wurde die Zahl der Bewohner von Zinondal in diesem Jahre vermehrt durch: Mdm. Draucey, 31 Jahre alt; sie war Gouvernante der Kinder des Fürsten Tsch., 18 Tage vor der Gefangennehmung erst ist das Haus getreten und 6 Monate früher erst aus Frankreich nach Grusien gekommen; — und wie wir schon gesagt haben, die Fürstin W. J. Orbeljani (28 Jahre alt und auch gewesenes Hoffräulein J. K. S.) mit ihrem halbjährigen Kinde und der achtzehnjährigen Nichte ihres verstorbenen Mannes, der Prinzessin Nina Baratowa.

Von den Hausgenossen muß noch Erwähnung gethan werden des Fähndrichs Gamgrelidze und seiner Frau Daredschana; des Stabskapitais außer Diensten Achverdoff, 50 Jahre alt und der 97 jährigen greisen Wärterin, die drei Generationen der Familie Tschawtschawadze erlebt hatte und der 12 Dienerinnen und eines Knaben, die mit ihrer Herrschaft in die Gefangenschaft geführt wurden.

III.

Der Fürst D. A. Tsch. war gekommen nach Kaschetien, nicht bloß in häuslichen Angelegenheiten und um sich auszuruhen. Man hatte ihm den amtlichen Auftrag gegeben, das Comando der Kolonne der Kaschetischen Miliz zu übernehmen, die in Häusern zerstreut, aber verpflichtet war, im Falle der Noth sich sogleich zu sammeln, um nach seinen Bestimmungen zu handeln. Ende Juni befand sich die Miliz nicht auf dem rechten Ufer des Alazan, auf dem die Besetzung von Zinondal lag, sondern auf dem linken, näher den feindlichen Bergen. Bis zu dem 30. Juni war noch kein Gerücht von einer drohenden Gefahr eingelaufen und der Fürst lebte den größten Theil der Zeit auf seiner Besetzung. Aber am 30. Juni erhielt er vom Befehlshaber der Lesgischen Gordinlinie, dem Obersten Kutman die Nachricht, daß durch die Lazuschiki *) Nachricht von der Ankunft Schamil's mit einer Abtheilung von 15,000 Mann in Karala, einem feindlichen Ail in den Bergen und der Punkt, von dem aus die Räuber sich nach allen Seiten hinwerfen konnten, gegeben sei.

Am demselben Tage wurde der Gehülfe des Fürsten D. A. Tsch., der verabschiedete Stabscapitain Roman Tschawtschawadze abgesandt, um die Miliz zu versammeln und Tages darauf begab sich Fürst David selbst über den Alazan an den Ort Chando, seine Familie in Zinondal in der festen Ueberzeugung, daß ihr keine Gefahr droht, zurücklassend. Es wurden auch keine Maßregeln zur Vertheidigung des Hauses und der Besetzung getroffen, darauf bauend, daß seit dem Jahre 1800, als Omar-Chan von Avarien mit 20,000 Lesgiern bis 50 Werst vor Tiflis vorrückte (aber von Lazareff und Tseljakoff geschlagen wurde) kein Beispiel vorgekommen war, daß der Feind auf die rechte Seite des Alazan herübergegangen sei. Alljährlich sah man von dem Schlosse in Zinondal den Schein von Brandstiftungen auf dem jenseitigen Ufer des Flusses; aber nie fürchteten die Bewohner von Zinondal für sich selbst, denn man dürfte berechnen, daß ihnen bei dem geringsten Alarm immer gleich Hülfe werden könnte.

Am 1. Juli kam der Fürst nach Chando, besich-

*) So heißt ein jedes Dorf oder vielmehr besetztes Lager der nomadisirenden Bergvölker in jenen Gegenden.

tigte die Umgegend, stellte Vorposten aus und wandte sich dann gegen Schilda, ein Ort aus zerstreuten, und in Gärten versteckten, einzelnen Wohnungen bestehend, mit einer kleinen, alten Festung, die aber nicht besetzt war.

(Fortsetzung folgt.)

H a m b u r g.

Von

L. Walesrode.

In der ersten Nummer der neuen Wochenschrift „der Compass“ giebt Ludwig Walesrode, als Publicist rühmlich bekannt, charakteristische Andeutungen über Hamburg. Ihren besten Werth erhalten dieselben durch die Worte, welche ein idealistisches Streben inmitten des glänzenden Materialismus kennzeichnen, und die Tendenz der Walesrodeschen Zeitung als eine sehr rühmliche erscheinen lassen. Uebrigens dürften die Nuganwendungen der nachstehend mitgetheilten Worte über Hamburg, vorzüglich was die Ehrenpflicht der Kunst und Wissenschaft gegenüber anlangt, auch auf zahlreiche andre rasch zu Blüthe und Wohlstand gelangte Städte anzuwenden sein.

„Auf der Karte von Europa bildet der Hamburgische Staats-Complexus nur ein kleines, farbiges Fleckchen, kaum dem suchenden Auge sichtbar, wenn nicht etwa ein riesiger Projections-Maßstab demselben zu Hilfe kommt. Der Raum, auf welchem sich die eigentlich staatliche Herrlichkeit Hamburgs concentrirt, könnte bequem in seiner längsten Längenausdehnung, selbst wenn wir den wichtigen, an der Elbmündung gelegenen Hamburgischen Markt-flecken Cuxhaven vor eine der Stadtbarrieren schoben auf einer einzigen Omnibuslinie durchmessen werden. Denn die Paar Quadratmeilen üppigen Gemüse- und Gartenlandes, die Hamburg außerdem besitzt, tragen wohl Alles dazu bei, die idyllische Anmuth seiner Umgebungen, nichts aber, dessen politische Machtstellung zu bewahren. Nur bescheiden vermag Hamburg mit seiner Viertel-Stimme im engern Rath des Eschenheimergassen-Palais zu Frankfurt a. M.

sich zu räuspert, wenn die Repräsentanten monarchischer Groß- und Kleinmächte im Chorus irgend eine neue Beschlusnahme intoniren. — Hamburg besitzt keine Armee, deren Bayonette, wie eine russische Proclamations-Hyperbel den in jeder Beziehung ungläubigen Tscherkessen zurief, im Stande wären, den Himmel zu stützen. In der That dürfte die harmlose Ansicht, die Hamburg selbst von der Bedeutung seiner Wehrkraft hegt, sich nicht bezeichnender ausdrücken lassen, als solches mit liebenswürdiger Naivität in dem Hamburgischen Staatshaushalts-Budget geschieht, auf welchem neben den Rationen für die Pferde der hanseatischen Cavallerieschwadron, das Futter für die Alsterschwäne notirt ist. Auch entbehren die mit der höchsten ausübenden Gewalt bekleideten Magistrate Hamburgs jedes blendenden äußern Glanzes, der den Sinnen zu imponiren vermöchte. Die einzige Staats- und Rathskutsche, die Hamburg besitzt, wird nur bei sehr feierlichen Anlässen aus der Remise gezogen, und jene unter dem Namen „Reiten-Diener“ bekannte Senatsgarde lebt mehr ihrem einträglichen Berufe im monströsen Leichenbittercostüme, „wohlhabenden Leichen“ das Geleit zum Kirchhof zu geben, als nach Art altrömischer Victoren, den höchsten Gewalten der Republik die Fascesbündel mit den blinkenden Beilen vorzutragen.

So wäre Hamburg denn ein Kleinstaat im bedauernswürdigsten Sinne des Worts, behaftet mit allen jenen kleinstaatlichen Consequenzen, die mehr die Satire und komische Muse schadenfroher Autoren als den Ernst des Politikers und Statistikers beschäftigen könnten, wenn es wahr wäre, daß die Bedeutendheit der Staaten bedingt ist durch die Ausdehnung ihrer geographischen Grenzen, oder durch gewaltige Heeresmacht, oder durch den augenblendenden Nimbus. Aber so gewiß dies auf dem Boden moderner Culturbewegung nicht der Fall ist — so gewiß ist Hamburg, wenn auch im diplomatischen Verkehr keine Großmacht, doch im Weltverkehr ein Weltstaat, oder — da Staat und Stadt sich hier identificiren — wie wir lieber sagen wollen — eine Weltstadt. Für diese Viertel-Quadratmeile Hamburg würde Rußland mit Tausenden hunderttausende seiner Steppenwerste hingeben, Frankreich ein paar hundert Quadratmeilen Bretagne und Normandie, und selbst

Preußen dürfte, das auf der Landkarte als winziges Farbfleckchen mehr verschwindende als erscheinende Hamburg mit dem ganzen Großherzogthum Posen und der ganzen Tuchellschen Haide obendrein nicht für zu theuer erkauft halten.

Brauchen wir noch zu sagen, wodurch denn Hamburg so weltbedeutend ist? — Jedes Kind, das die ersten Anfangsgründe seines geographischen Studiums überwunden hat, wird's wissen. Durch seine handelswichtige Lage an dem mächtigen, in Fluth und Ebbe Leben athmenden Elbstrome ist das kleine Hamburg das größte Emporium Deutschlands und eins der ersten der Welt geworden und geblieben. Ihr verdankt es den „Nerv der Dinge“, mit dem es überreichlich gesegnet ist; ihr die Blüthe und die Frucht seines, im Vergleich gegen die meisten continentalen Staaten, glücklich zu nennenden Gemeinwesens, ihr seine bedeutsame Geltung an allen Märkten und Hafenplätzen der alten und neuen Welt, so weit die Schifffarth ihre Flaggen sendet und so weit seine Wechsel laufen. — Mit demselben Rechte, mit dem sich einst der Doge von Venedig vor allem Volke feierlichst dem adriatischen Meere vermählte, um symbolisch die Herrschaft der Lagunenstadt über die blaue Adria zu bezeichnen, mit demselben und noch mehr Rechte könnte der regierende Bürgermeister von Hamburg sich der blonden, deutschen Elbe durch irgend einen pastor primarius antrauen lassen, um symbolischer aller Welt zu beweisen, daß die Elbe Hamburgs ist, trotz der gespaltene Danebrogslagge, die dicht vor dem Hamburger Hafen vom dänischen Wachtschiffe weht, trotz des am Wege oder am Fahrwasser lagernden Stader Zolles.

Hamburg hat durch seine beispiellose, nicht zu erschütternde Reproductionskraft, mit der es noch immer aus schweren Geschicksprüfungen hervorgegangen, aus Kriegsnöthen, aus den Verheerungen, die Feuer und Wasser innerhalb seiner Grenzen angerichtet, aus großen europäischen Finanzkrisen u. bekundet, wie organisch ferngesund das innere Wesen seines Wohlstandes begründet ist; wie unverstegbar ihm die ergiebigen Quellen edlen Metalles aus allen Theilen der Welt zufließen. Während gegenwärtig die bedeutendsten preussischen Ostsee-Handelsstädte noch immerfort unter dem Drucke jener, durch napoleonische Contributions-Ausschreibungen auf sie ver-

erbten Communal-schulden seufzen; während sie, in alljährlich aufzubringenden Schuldentilgungs-Raten, gewissermaßen noch immer dem „Onkel des Neffen“ tributpflichtig geblieben sind, erinnert sich der Hamburger Bürger, der die verhängnißvolle „französische Zeit“ mitgelebt, des im Jahre 1814 durch den Finanzintendanten Chaban verfügten und durch Marschall Davoust ausgeführten Bankraubes, der Hamburgs ganzen Nationalbesitz mit einem einzigen Schlage vernichtete, nur noch, wie man sich im glücklichen Alter der Unfälle aus sturmbewegter Jugend erinnert. Der heranwachsende und zukünftige Hamburger wird die Spuren jener verhängnißvollen Zeit nirgends anders zu finden vermögen, als in den Aufzeichnungen der Hamburgischen Chronik.

Man denke sich, daß ein Brandunglück, wie jenes, von dem Hamburg im Jahre 1842 heimgesucht wurde, irgend eine Residenzstadt wie Madrid, Berlin, München &c. betroffen hätte, wäre man da nicht genöthigt gewesen, jahrelang die Steuerkraft des ganzen Landes heranzuziehen, um die Wunde zu heilen, die das Geschick einer Königskapitale geschlagen? Und würde trotz alledem nicht der Wohlstand Tausender für immer unter dem Brandschutte begraben geblieben sein? — Wer aber gegenwärtig in Hamburg die Stätte sucht, über welche vor eben 15 Jahren das entfesselte Feuermeer seine Fluthen ergossen, findet sie in den unabsehbaren, von solider Pracht strahlenden Straßen des Neubaus und an jenen anmuthigen Alsterquais, die an die Herrlichkeit Venedigs gemahnen, ohne an dessen Verfall zu erinnern. Und diese gewaltige, tief eingefressene Brandwunde ist lediglich aus heiler Haut so glücklich vernarbt. Hamburg bedurfte der fremden Hilfe nicht. Wenn es die Gaben, die ihm aus allen Gegenden der über das große Unglück tief erschütterten civilisirten Welt damals zugesandt wurden, nicht ablehnte, so geschah solches mehr aus rücksichtsvoller Courtoisie, die in der Gabe den symbolischen Ausdruck aufrichtigen Beileides ehrte, als weil Hamburg derselben bedürftig war.

So durch ein glückliches Geschick zu einer geldgewaltigen Weltstadt prädestinirt, bedarf Hamburg weder Roß noch Reifige, um seine Unabhängigkeit gegen die Eingriffe flotten- und armeeegerüsteter Staaten zu schützen; lediglich seine Obliegenheit gegen

den deutschen Bund konnte ihm die Contingentswehrepflicht aufnöthigen. Ein kostbares Juwel, dessen Besitz gar zu schwer in die Waagschale eines habfüchtigen Eroberers fallen würde, wird es von der gegenseitigen Eifersucht der Großmächte beschirmt und bewacht. Nur ein Welteroberer wie Napoleon I. konnte seinen Weg über das unterworfenen Preußen nach Hamburg finden, und dasselbe so lange eine „bonne ville“ sein zu lassen, bis er Veranlassung hatte, es „hors de la loi“ zu erklären. Hamburg darf seine, auch nicht mit einer einzigen wehrhaften Kanone bewaffnete Handelsflotte mit demselben Rechte seine „hölzerne Mauer“ nennen, wie England seine gewaltige Armada „the wooden walls of Old England“ zu nennen pflegt; denn eben die englische Flotte würde jeden Angriff auf die Selbstständigkeit des Hamburgischen Handelsstaats eben so entschieden abweisen, als einen gegen großbritannische Machtstellung versuchten Angriff. Und so kann Hamburg auch mit Freuden auf Glanz der Repräsentation verzichten.

Aber eine solche ausgezeichnete Schicksalsgunst, wie sie Hamburg zu Theil geworden, will auch verdient sein. Hamburg hat sich gewissermaßen wegen seines Glückes gegen Millionen Bürger anderer Staaten zu rechtfertigen, die mindestens eben so strebsam, eben so intelligent, eben so sittlich berechtigt sind, wie die Bewohner des kleinen Hamburg; aber bei weitem nicht so glücklich. — Es ist Hamburg's Ehrenpflicht, fern von jedem verrotteten Pfahlbürgerthum, auf seinem Grund und Boden jene Humanität zur Geltung zu bringen, wie sie ein mild ethischer Begriff des Christenthums fordert. — Es ist Hamburg's Ehrenpflicht mit seinen reichen Mitteln, Künsten und Wissenschaften eine gedeihliche Freistätte zu eröffnen, und die Genüsse des materiellen Lebens maßvoll dem edlen Sinne für das Schöne und Geistige unterzuordnen!

Gedichte.

Die Fee des Lebens.

Von Adolf Bube.

Der Ritter von Argouge
Sprengt aus der Ahnen Schloß
Vor an dem Rüdenzuge
Und buntem Jägertroß.

Er folgt auf schroffen Wegen
Dem aufgeschreckten Wild,
Da reitet ihm entgegen
Ein schönes Frauenbild.

Sie sitzt auf edlem Zelter
So hell, wie Mondenglanz;
Sind herbftlich auch die Felder,
Sie schmückt ein Rosenkranz.

Sie blickt mit holden Mienen
Auf heit're Mädchen hin,
Die ihr beflissen dienen,
Wie einer Königin.

Dem Ritter ist entschwunden
Die heisse Jagdbegier;
Er überläßt den Hunden
Und Jägern das Revier.

Sein Auge hanget trunken
Nur an der Lichtgestalt;
Ihr Blick, auf ihn gesunken,
Besiegt mit Allgewalt.

„Komm mit mir,“ fleht er brünstig,
„Ruh' unter meinem Dach,“
Und sie — sie lächelt günstig
Und folgt ihm also nach:

„Ich bin die Fee des Lebens
Und liebe Lust und Scherz;
Du suchtest nicht vergebend,
Weil lebensfroh dein Herz.“

Sie zieht an seiner Seite
Zur stolzen Burg empor;
Mit seinem Jagdgeleite
Folgt ihrer Mädchen Chor.

Sie leben, herzverbunden,
Dort Jahr und Tag beglückt,
Von Allem reich umwunden,
Was nur das Leben schmückt.

Einst sitzen sie im Saale
In stiller Mondennacht
Bei weingefüllter Schale:
Sie küßt ihn, scherzt und lacht.

Er spricht: „Auf meine Lippe
Hauchst du mir ew'ges Noth
Und scheuchest das Gerippe,
Das mit der Sichel droht.“

Da fassen kalte Schauer
Des Lebens heit're Fee;
Ein Schrei hallt von der Mauer
Und zeugt von jähem Weh'.

Verschwunden, ach! verschwunden
Sie und die Mädchenschaft;
Der Ritter schreckgebunden,
Bleich, mit gestäubten Haar.

Er springt zur Pfortenschwelle —
Der Riegel ist verrückt,
Im Holz an selber Stelle
Ihr Händchen eingedrückt.

Da muß er tief empfinden
Und klagen immerfort,
Wie Erdenfreuden schwinden
Urschnell vor einem Wort.

Es sei deine Brust.

Es sei deine Brust ein grüner Berg,
Von Waldesfang belebt,
Und Niemand ahnt, daß tief innen ihn
Vulkanisch Feuer durchbebt.

Es sei deine Brust ein stiller See,
Deß Spiegel so klar und rein,
Doch Keinen verlockt es zu tauchen hinab,
Um zu sehn wie tief er mag sein.

Es sei deine Brust ein verschwiegenes Grab,
Mit Blumen bepflanzt ringsum,
Man sieht davor, bricht die Blumen ab,
Doch das Grab bleibt ewig stumm.

G. Treumund.

Kunst und Literatur.

Poesie-Briefe.

Von
Adolf Stern.

I.

Die „Abend-Zeitung“ hat schon einmal begonnen regelmäßige Referate über die neuern Erscheinungen der deutschen Poesie, der dramatischen und epischen sowohl, als auch der lyrischen zu geben.* Die Ansichten, von welcher die damaligen Berichte ausgingen, daß auch in den vielgescholtnen und in Frage gestellten poetischen Productionen der Gegenwart noch immer genug Verheißendes und Erfreuliches, wenn nicht Vollendetes zu finden sei; daß es Pflicht der Kritik erscheine, auch diesen Productionen ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden: können wir um so unbefangener und rückhaltloser zu den unsern machen, als so manche Erscheinungen der letzten Jahre dieselben kräftigten, und ihrer Wahrheit zu allgemeiner Anerkennung verhalfen.

Jemehr man gewisserseits bemüht ist, der eigentlichen Poesie ihr Terrain abzustreiten und selbst Shakespeare und Göthe, Byron und Lenau auf einen Standpunkt mit den Herren des gegenwärtigen Tageschriftstellertums herabzuschrauben — (woraus sich eine gänzliche Nullität neuer poetischer Bestrebungen, eben diesem Tageschriftstellertum gegenüber, selbstverständlich ergäbe,) desto consequenter und nachdrücklicher gilt es, die höhere Berechtigung wirklicher Dichtung zu verfechten. Freilich nicht in jener Weise in der noch kürzlich zur Bildung eines Vereins und Organs für Lyrik, von Säckingen in Baden, aufgefördert wurde; nicht in der Weise, in welcher dem verfestürzenden Dilletantiemus eine Bedeutung beigemessen würde, die er niemals haben konnte — am wenigsten in einer Zeit, die an ehrenwerthen Kunstkräften noch durchaus keinen Mangel leidet, — auch nicht in der Weise, in welcher es jüngere Poetenschulen oft für nothwendig hielten die Lorbeern älterer zu zerpfücken, um für sich selbst dergleichen zu

*) Vergleiche Jahrgang 1855 der „Abend-Zeitung“: Band 1. Nr. 13. 18. 21. Band 2. Nr. 2. 8. 25. — Sechs „Poesie-Briefe.“ —

gewinnen. Wer sich nur einigermaßen näher mit der Poesie der Neuzeit vertraut gemacht hat, wer nicht zu den unbedingten Anhängern des „was ist — ist gut“ zählt, und sich von den „Thatsachen“ in demüthigem Respect erhalten läßt, dem kann es ebensowenig bekommen, die Leistungen neuer Dichterkräfte zu überschätzen, und Classiker schon da zu erblicken, wo sich Anfänge, Talente, (und zwar oft bedeutende Talente) zeigen — als er andererseits in das obengedachte Schelten und Verzagen einstimmen wird.

Wenn solchergestalt unsre „Poesiebriefe“ weder diejenigen Kritiker befriedigen, die nun einmal entschlossen sind, überall „Verfall“, „Abnahme“, „Fäulniß“, „Epigonthum“, „Mattherzigkeit“ u. s. w. zu sehen, noch diejenigen Lyriker, welche die Sessel Schillers und Göthes erledigt und sich für die würdigsten Prätendenten zu denselben halten: so wären wir dem Ziele unsrer Wünsche schon trefflich nahe gerückt. Wenn wir aber fernerhin im Publikum selbst der neuern Dichtung Freunde und Verehrer zu erhalten, zu erwecken vermöchten, und andererseits den Schaffenden unsre Willigkeit, anzuerkennen, mitzufühlen, näher auf ihre Absichten und Strebungen einzugehen, glaubhaft machen könnten, so überstiege dies Resultat die Träume unsers bescheidenen Ehrgeizes. Mit dem Bewußtsein, wie schon dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, aber auch mit der Gewißheit, daß ein durchaus ehrliches und gewissenhaftes Wollen nie ganz ohne Resultate bleibt, beginnen wir in nachstehendem die, längere Zeit unterbrochenen „Poesiebriefe“ aufs Neue.

II.

Drei Neue epische Dichtungen.

Die „Weihnachtsliteratur“ (das heißt die Pracht- ausgaben neuer Dichtungen) war in den Festtagen des jüngst verflossnen Jahres keine allzu zahlreiche, aber durch das Erscheinen einiger neuen poetischen Werke, und neue Auflagen einiger schon bekanntern, eine ziemlich gewählte. Wir haben unter derselben besonders drei epische Gedichte bemerkt, die nicht der Weihnachts- literatur allein, sondern der deutschen Poesie überhaupt

in Gegenwart und Zukunft angehören. Es sind dies „Carlo Zeno“ Epos von Rudolph Gottschall, (zweite Auflage), „der Rattenfänger von St. Goar“, deutsche Kleinstädtergeschichte in Versen von Wolfgang Müller von Königswinter (neu) und „Idylle vom Bodensee“ von Eduard Mörike (zweite Auflage.)

„Carlo Zeno“ ist bis zur Stunde das beste Werk welches der fruchtbare und rastlos vorwärts strebende Gottschall geboten. Erwägt man nun, wie bedeutend, phantasie- und schwungvoll Gottschall's Lyrik stets erschien, wie consequent der Poet in einer ganzen Reihe von historischen Dramen dem Ideale der Schiller'schen historischen Tragödie nachrang, welches großes und, trotz mannichfacher Ausstellungen, gerechtes Aufsehen sein „Hohelied vom Weibe“: „die Göttin“ erregte, so wird schon dadurch „Carlo Zeno“, der dies alles unzweifelhaft überwiegt, auf einen sehr hohen Standpunkt gestellt, den ihm unsres Wissens die Majorität der bessern Kritik auch bei seinem ersten Erscheinen nicht verweigert hat.

Schwer zu begreifen bleibt, warum Rudolph Gottschall seinen „Zeno“, der in der Anlage ein so ächtes Epos wie eins ist, in der Form um epische Geschlossenheit dadurch gebracht hat, daß die fünf einzelnen Abtheilungen „der Abenteurer“, „der Krieger“, „der Gatte“, „der Bürger“, „der Pilger“ in fünf verschiedenen Verhältnissen zur Darstellung gebracht sind. Ganz besonders geeignet für das ganze Gedicht wären die Strophen des zweiten oder vierten Gesanges gewesen, während die (an sich allerdings sehr schönen) Anapästien des dritten, sich in den Gang und Ton durchaus nicht einfügen lassen wollen, und jedenfalls störend wirken, ob auch Platen seine Freude an ihrer Reinheit und Melodie gehabt haben möchte. Selbst wenn wir dem Poeten einen Wechsel seiner Maasse überhaupt nicht bestreiten wollten, würden wir unser Bedenken gegen einen so durchaus unvermittelten, und mit den übrigen Gesängen so sehr contrastirenden Wechsel aussprechen.

Es sei dies zum Eingang erwähnt, weil Einige darin einen besondern Fortschritt haben erblicken wollen, während andre von diesem Wechsel Veranlassung nehmen, dem „Carlo Zeno“ womöglich den Namen eines Epos zu verweigern. Eins erscheint uns so falsch als das andre, und wir wagen, trotz der beanstandeten Form, Gottschall's „Zeno“ ein ächtes Epos zu nennen.

Eine der interessantesten, der charakteristischsten Er-

scheinungen des gesammten Mittelalters, bildet die Republik Venedig mit ihrer Seemacht, mit ihrer Handelsblüthe, ihren morgenländischen Eroberungen, ihrem Einfluß auf die Politik des Orients und Occidents, mit ihrer mißtrauischen oligarchischen Regierung, und dem ganzen Apparat ihrer Romantik, vom Rialto und Marcusslöwen, bis zu der weniger anmuthenden Seufzerbrücke und den Bleidächern. Wenn also auch, wie man vielfach eingewendet hat, der Held des Gottschall'schen Gedichtes, der Feldherr eben dieser Republik Venedig, wenn Carlo Zeno nicht „populair“ und ohne eigentliches Interesse, selbst für ein historisch gebildetes Publikum sein sollte, so ist es doch ganz gewiß die Heldin des Epos, eben diese Republik Venedig. In prächtigen, farbenvollen (stellenweis zu farbenvollen) Bildern, in schwungvoller Schilderung, zaubert Gottschall das Leben und Walten der Meerstadt vor unserm Sinne: wie sie am Bosphorus den zerklüfteten Hof, das zerfallende Reich von Byzanz beherrscht, wie sie in Italien die trotzig Stirn den sie bedrängenden Feinden entgegensetzt, wie sie Fürsten besiegt und richtet, und wie patriotischer Geist ihr Volk von den Nobilitäten des goldnen Buches, bis zu den Arbeitern der Arsenale belebt. Auf der andern Seite sehen wir auch die Schattenseiten des Bildes, die venetianische Treulosigkeit, das Mißtrauen der Regierung gegen die Besten, die üppige Sinnlichkeit im Leben und Treiben der Stadt. Wie da der Mangel großer historischer Perspective beklagt werden kann, wo es da an Anknüpfungen und Bezügen für das Interesse der Gegenwart fehlen soll, ist schwer ersichtlich. Der Held selbst, Carlo Zeno, der Mittelpunkt all dieser Bilder, mag, wie wir gern zugeben, Vielen unbekannt sein, aber der Dichter hat gesorgt, ihn dem menschlichen Interesse nahe genug zu rücken. Auch galt es im neuern Epos von jeher ebenso, die Breite einer ganzen Zeit vor uns aufgehen zu lassen, als Helden zu besingen. Und nicht die Abenteuer und Thaten Tancredd's verleihen Tasso's „befreitem Jerusalem“ seinen Hauptwerth, sondern jener Geist historischer Objectivität, der uns in die Welt der Kreuzzüge mitten hineinversetzt.

Solchergestalt gewinnt uns Gottschall's „Carlo Zeno“ mehr durch seinen innersten Kern, als durch jene, als schöne Beigabe hochzuschätzende sprachliche Pracht, der besonders im ersten Gesange „der Abenteurer“ manches Ueberviel und Uebervoll anhängt, was man dem Dichter von jeher zum Vorwurf gemacht hat. Vom

zweiten Gesang ab verliert sich dies, und in den ehernen Nibelungenstrophen des vierten „der Bürger“ ist auch keine Spur mehr davon zu erkennen. Mit einer doppelten Befriedigung, die wir über das Werk an sich empfinden, wie über die Kraft gegenwärtiger Poeten, ein solches zu schaffen, legen wir „Carlo Zeno“ aus der Hand, um uns den beiden andern obengenannten Epen zuzuwenden.

Da läßt sich denn nun kaum ein schlagenderer Gegensatz ersinnen, als hier in der Wirklichkeit der Dichtungen uns entgegentritt: Aus Italien und dem Orient an die Ufer des deutschen Rheins, aus der bunten Pracht und dem großen Horizonte altvenetianischer Geschichte, in die trauliche Eintönigkeit und den engen Horizont deutschen Kleinstädterthums. Das Auge ruht sich aber nach den lodern den Tinten des „Carlo Zeno“ ganz trefflich auf den sanfteren aus, die Wolfgang Müller im „Rattensänger von St. Goar“ der Landschaft seines Rheins abgelaußt hat. Eine weitere Parallele ist zwischen den beiden Dichtungen nicht möglich, nur die ganze Mannichfaltigkeit, der ganze Reichthum epischer Poesie liegt uns darin vor Augen, daß eine wie die andre eine Bedeutung haben kann, und hat. Wenn Wolfgang Müller in seinem, übrigens sehr trefflichen Widmungswort an Berthold Auerbach „die deutsche Kunst! mein Losungswort“ ruft, so stimmen wir gewiß gern und freudig ein, möchten aber, um unsre eine Ausstellung gerade heraus zu sagen: das noch nicht als undeutsch und als „Buhlen“ mit fremdem Stoff bezeichnet haben, was Lessing, Schiller und Goethe für sich in Anspruch nahmen: die Wahl ihrer Stoffe über die Grenzen Deutschlands hinaus auszu dehnen!

Was speciell Wolfgang Müller anlangt, so danken wir ihm und seiner gesammten poetischen Thätigkeit die freiwillige Beschränkung, die er sich auferlegt, und die ihn seine Stoffe stets der Sage und dem Volksleben des Rheins entnehmen ließ. Im Rhein gipfelt sich für die Deutschen mit Recht aller Heimathzauber, und die glückliche Mischung von Romantik und Realismus, von einer Sagenwelt, die Fleisch und Blut, und einem Volksleben, das Poesie hat, bot von jeher begabten Dichtern einen vortrefflichen Anhalt. Schon Karl Simrock, nach ihm vor allem Gottfried Kinkel, durften als „Rheinsänger“ gelten, aber so anhaltend, so unermüdet als Wolfgang Müller hat

Keiner den grünen Heimathstrom und die ihn umgebende Welt verherrlicht und gestaltet. Rheinauf und rheinab ist der Poet gewandert, um in lyrischen Gedichten „Mein Herz ist am Rhein“ zu wiederholen und zu variiren, in Sammlungen wie „Rheinfahrt“, „Rheinsbuch“ und „Doreley“ die Sagenwelt getreulich zu schildern, um endlich in der „Maikönigin“, im „Prinz Minnewein“, im „Rattensänger von St. Goar“ neuerdings, erzählende Dichtungen im rheinischen Hintergrund zu bieten.

Es sind demnach die alten, genügend anerkannten Vorzüge Wolfgang Müllers, die wir am „Rattensänger von St. Goar“ wiedererkennen und aufs neue schätzen müssen. Dieselbe Gesundheit und Frische, die wir, trotz einzelner Bedenken, der „Maikönigin“ und vor allem dem „Prinz Minnewein“ nachgerühmt haben, derselbe ungekünstelte Humor, wie er dem goldnen heimischen Wein zu entsprechen scheint, und dieselbe glückliche Auffassung der besten Seiten und Züge des Volkslebens sind es, die Müllers neues Gedicht auszeichnen. Ein Irrthum ist es übrigens, wenn man mehrseits glaubt, Wolfgang Müller habe die Sage vom Rattensänger zu Hameln auf rheinischen Grund und Boden übertragen.

Der Stimmung und der Stoffwelt, aus welcher „der Rattensänger von St. Goar“ geschaffen wurde, ist auch Eduard Mörikes „Idylle vom Bodensee oder Fischer Martin“ (zweite Auflage) verwandt. Nur eine geringe Bekanntschaft mit der poetischen Erscheinung Mörikes gehört übrigens dazu, um zu wissen, daß er auch in dieser Idylle seine Originalität behauptet. Denn wenn man Wischers, über Mörike gethanen Anspruch „die Naivität seiner Productionen entspreche völlig der Stimmung des Volksliedes“ ohne Bedenken auch auf Wolfgang Müller anwenden könnte, so bliebe noch jene Gemüthsinnigkeit und Feinfühligkeit zurück, die Mörike zu einem der eigenthümlichsten Lyriker gestempelt hat, und die denn nun auch in diesem epischen Gedichte zu Tage tritt. Andererseits fehlt es neben dieser Gemüthsinnigkeit der „Idylle vom Bodensee“ durchaus nicht an drastischen, komischen Situationen, und in der Abtheilung „Fischer Martin und die Glockendiebe“ zeigt sich die schwankhafte Lustigkeit im besten Lichte. Zudem bietet der Schauplatz am Ufer des schwäbischen Meers, wie alter Volkswig den Bodensee getauft hat, seine anziehenden Besonder-

heiten, die der Dichter sehr glücklich benützt hat. Da die „Idylle vom Bodensee“ nur neue Ausgabe eines, unfres Wissens schon vor zehn Jahren herausgekommnen Poems ist, können wir den Wunsch, Mörike möge sich noch einmal zu einem ähnlichen idyllischen Epos zusammenfassen, nicht unausgesprochen lassen.

Adalbert vom Babenberge.*)

Trauerspiel in 5 Acten von A. E. Brachvogel.

Als im März v. J. Emil Brachvogel mit seinem „Narcis“ einen fast beispiellosen Erfolg erzielte, einen Erfolg, der sich am ersten Abende weniger in zahllosen Hervorrufen, als vielmehr in einer fast fieberhaften Spannung des Publikums kund gab, fehlten natürlich auch die kittelnden und absprechenden Stimmen nicht. Je mehr sich der unbefangene Zuschauer vorhielt, daß es sich hier zunächst um die Aufmunterung und die Erhebung eines bis dahin gedrückten und von den Theaterdirectionen schwer vernachlässigten Talents handele, (sein „Sohn des Bucherers“, „Jean Favart“, „Ali und Sirrah“ fanden nur auf wenigen Bühnen freundliche Berücksichtigung), desto eifriger deckte man andrerseits nur die Fehler des Trauerspiels auf, leugnete wohl gar alle Vorzüge und bemühte sich, den Berlinern wegen der Bevorzugung Brachvogels ein Armutshzeugniß auszustellen. Das war offenbar zu weit gegangen. Den Berlinern kam nichts weniger in den Sinn, als die Welt mit einem neuen dramatischen Messias zu beglücken. Der Unbefangene hat sich aus den großen Fehlern und Schwächen von Anfang an kein Hehl gemacht, aber er fand daneben so viele glückliche Momente und er rühmte sie, da er bei der Abwägung des Guten gegen das Fehlerhafte einen ziemlichen Ueberschuß des Rühmenswerthen vorfand. Immerhin streite man dem „Narcis“ den rein künstlerischen Werth ab, die cultur- und literarhistorische Bedeutung wird man ihm lassen müssen.

Ich sage die culturhistorische Bedeutung! — Was die Meisten übersehen, ist, daß der „Narcis“, vielleicht Brachvogels Talent überhaupt, seine volle Würdi-

*) Die frühere Angabe, Brachvogels Stück heiße „Gyvelein von Oellingen“ stammte aus der Feder eines hiesigen Literaten, der das tiefe Bedürfnis fühlte, mit einer erdichteten Nachricht einige Feuilletonzeilen zu füllen.

gung eben nur in Berlin finden kann. Davon abgesehen, daß manche hiesige Urtheile dahin zusammenlaufen: es stecke in Brachvogel ein gut Theil Kladderadatschgelehrtenatur, bleibt doch das unangefochten, daß die jenes Trauerspiel durchwehende Lust wesentlich dieselbe ist, in der der Kladderadatsch gedeiht: Ich, Du, wir Alle sind hohl, aber wir geistreichen Berliner machen es wie Narcis Rameau, wir verbergen die eigene Hohlheit und Leere, indem wir uns über die anderen hohlen Menschen lustig machen.“ Troz alle dem aber, und hierauf beruht des Dichters Größe, verliert Brachvogel bei allem Pessimismus und Nihilismus nie den Glauben an seine eigenen Personen, im Gegentheil, er weiß sie in so überzeugender Gestalt vorzuführen, daß auch das Publikum seinen Personen den vollen Glauben entgegenbringt und ihm willig folgt, wenn er den Weg der historischen Wahrheit mit erdichteten Steinen auspflastert.

Ja, sagte man, im „Narcis“ hat er einen glücklichen Griff in Betreff des Stoffes gethan! Wie nun aber, wenn er sich mit einem zweiten Stoffe eine undankbarere Aufgabe aufbürdet? Von dialectischer Charakterentwicklung, von einem unmittelbaren dramatischen Kampfe der Leidenschaften finden sich im Narcis nur leichte Anfänge. Jenes abgerissene Monologistren, das oberflächliche Raisonniren und Philosophiren paßte in das Wesen des Narcis sehr gut, konnte doch aber bei einem zweiten Stücke sehr leicht zur Achillesferse werden.

Allen derartigen Beurtheilungen, so dünkt uns, wollte Brachvogel gründlich entgegentreten; in Behandlung des historischen Stoffes hatte man ihm große Willkür vorgeworfen, jetzt wollte er zeigen, daß er auch ein Trauerspiel im strenghistorischen, objectiven Stile schaffen könne. Daß er die Arbeit sehr ehrenvoll zu Stande gebracht, ist das beste Zeugniß für sein wirklich bedeutendes Talent. Denn, betrachten wir den ersten Act an und für sich, ohne Bezug auf die nachfolgenden Acte (da der Stoff bereits in der Illustrierten Stg. n. ausführlich auseinandergesetzt worden, so dürfen wir uns wohl zur Orientirung mit der einfachen Angabe begnügen, daß der Stoff, der deutschen Geschichte zu Anfang des 10. Jahrhunderts entnommen, die Streitigkeiten der Babenberger mit dem Bischofe Rathulf von Würzburg oder Wirzeburg, wie Brachvogel consequent zur Bezeichnung der mittelalter-

lichen Zeit schreibt, behandelt) — betrachten wir also den ersten Act, so müssen wir über die, ihn durchströmende geniale Ursprünglichkeit staunen. Die schlichte Anlage und Formung ist meisterhafter Art, es durchweht diesen Act ein patriarchalischer Geist der Hoheit und Würde, welcher neben der klaren und einfachen Weise der Exposition, das Publikum zu einem seltenen Enthusiasmus entflammen mußte.

Doch des Guten, des Edelsinns ist in diesem Acte so viel verschwendet, daß dagegen die nachfolgenden Acte abfallen, ja auch noch a posteriori ein etwas trübes Licht über den ersten Act werfen mußten. Großartige Charaktere sind's, die fehlen, daneben fühlt man auch von vornherein eine Unklarheit in der Idee des Stückes. Vorbild war dem Dichter — und vielleicht zu viel — Goethes „Gög“. Theilweis ist die objective Gestaltung des fernliegenden Stoffes wohl gelungen, aber sie ist zum größten Theil nur äußerlicher Natur. Dem Dichter wurde die Aufgabe dadurch wesentlich erleichtert, daß er, bei der Trockenheit des historischen Materials und der Unerquicklichkeit der Faeta, gewissermaßen verpflichtet ward, den Stoff mit eigener Zuthat hier zu ergänzen, dort zu füllen, die politische Seite des Zwists beiseite zu schieben, dafür moderne Elemente hineinzutragen. Nur (und das ist ein Uebelstand) es stoßen in den Charakteren absolute Gegensätze aufeinander, die, wie in den berühmten Ritter- und Räuberstücken, zu einem sehr traurigen, nimmermehr aber zu einem wahrhaft tragischen Conflict führen können. Der Bischof Rathulz obenein ist ein Bösewicht der gewöhnlichsten Sorte, und mit wie vielem psychologischen Scharfsinn Brachvogel den Bischof über die Sphäre der verwerflichen Theaterbösewichte zu erheben sucht, es gelingt ihm nicht. Die Figur wirkt um so widriger, als Adalbert und seine Mutter, Frau Baban, wahre Muster des Edelsinns, der Hochherzigkeit und Treue sind.

Man hat der Technik des Stückes nicht dasselbe Lob als der des „Marsch“ spenden wollen. Allein gegen die Technik läßt sich nicht sonderlich viel einwenden. Er strebt doch wenigstens einen activen Kampf der Personen gegen einander an, während sich im „Marsch“ die feindlichen Elemente kaum in der Schlussscene berühren. Nur erscheint die Technik mangelhafter als sie wirklich ist, da der Zuschauer die Fehler an der unrichtigen Stelle sucht. Er schenkt der unterliegen-

den Tugend das innigste Mitleiden und bedenkt dabei nicht, daß ein Kampf absoluter Gegensätze, wie edelste Humanität und nichtswürdigste Inhumanität, eine ebenso große Thorheit, ist wie das Antennen eines Menschen mit dem Kopfe gegen eine fuhdicke Mauer. Die Humanität also ist's, die durch das Schicksal des Helden verherrlicht werden sollte. Aber wie, sollte ein Dramatiker von Brachvogels Bedeutung nicht wissen, daß Humanität im Allgemeinen für das Drama ein viel zu weiter Begriff ist? Daß obenein eine charakterlose Humanität, wie sie den Adalbert kennzeichnet, ebenso verwerfliche Eigenschaften aufweist, als die Unbilligkeit und Ungerechtigkeit? Bei Adalbert setzt der Mangel an und jeder Klugheit in das höchste Erstaunen, er stürzt wie eine das Licht umschwärmende Fliege ins Verderben. Trägt er überhaupt tragische Schuld in sich, so liegt in seinem Untergange zugleich die Verurtheilung der einseitigen Brachvogel'schen Humanität. Nun verurtheilt aber der Verfasser mit der einen Hand die Handlungsweise des Helden, mit der andern sanctionirt er sie. Es liegt da eine Unklarheit, die allen weichgeschaffenen, sentimentalen Gemüthern entgegen mag, den Unbefangenen über den Irrthum aber keineswegs täuschen kann.

Die Personen sind also mehr Charakter-Typen, denn lebendig individualisirte Menschen. Nur eine Person hebt sich von der Masse vortheilhaft ab, der Jude Gogel, ein Schützling Adalberts. Seine Worte schmecken sehr nach der Emancipation der heutigen jüdischen Welt, doch ist er eine drastisch gehaltene Person, und unter den ihm innewohnenden Elementen ist eine kleine Dosis Narcissnatur das wirkungsvollste. Indes ging das Publikum entschieden zu weit, indem es jede Bemerkung des Juden — beispielsweise sei nur der höchst unpassenden gleichsam prophetischen Exclamation: „nach tausend Jahren wird dies (nämlich ein Goldstück) sein die Autorität von der Autorität“ gedacht — wie die Offenbarung eines bevorzugten Geistes aufnahm. Die Mehrzahl der Anspielungen auf die Gegenwart sind allerdings beifallswürdig, das Uebel aber besteht darin, daß das Publikum in Brachvogel einen intelligenten Berliner Kopf ausgewittert hat, nun auch seinerseits sich von derselben intelligenten Seite zeigen zu müssen glaubt, das Stück als Ganzes unberücksichtigt läßt, dafür aber fortwährend Jagd auf Wigbrocken macht. Wir können es nicht verschweigen: die Berliner haben

sich durch ihre gute Absicht diesmal zur wüthenden Applaudirung von entseßlich vielen Gemeinplätzen hinreißen lassen. Das wird man bei auswärtigen Auführungen und bei einem passiveren Publikum vielleicht zum Nachtheil anderweitiger Erfolge stark empfinden. Was er giebt, soll prickelnd sein, auf gewissen außergewöhnlichen Voraussetzungen beruhen und den Hauptreiz durch einzelne tendenziöse Phrasen eines leichtverständlichen philosophischen Raisonnements erhalten. Ob Brachvogel damit auf die Länge nicht in eine schiefe Stellung zum Publikum geräth! Möge er auf seiner Huth sein.

Nicht billigen können wir die alterthümlich sein sollende Sprechweise, da sie ohne jegliche Consequenz angewendet wird. Außer in den alterthümlichen Namen „Wirzburg“, „Babenberge“ u. s. w. zeigt sich das Alterthümliche nur in einzelnen Formen, besonders der Participia wie „sagt“ für gesagt, „than“ für gethan. Die meisten Formen sind durchaus neuhochdeutsch. Wenn nun Jemand bei einem Stoffe aus der römischen oder griechischen Geschichte einzelne Formen latinisiren oder gräcisiren wollte? Oder sind die angewendeten Formen etwa althochdeutsche, wie sie im Anfang des 10. Jahrhunderts gäng und gäbe waren? — Auch an dem Jargon des Juden, seinen „der mehr“ u. s. w. wird sicherlich nur das Publikum keinen Anstoß nehmen, das überhaupt keinen Anstoß nehmen will.

Auf Zweierlei erlauben wir uns noch hinzuweisen.

Ganz übersehen haben die hiesigen Kritiker den Punkt, daß sämtliche Personen, gute wie schlechte, nie die Verantwortung über die, aus dem freien Willen des Menschen sprießenden Thaten übernehmen, sie vielmehr auf die Vorsehung, auf das Geschick schieben. Sollte sich Brachvogel zu dem verwerflichen Fatalismus der Schicksalstragödie hingezogen fühlen?

Als Zweites eine Probe von der dialectischen Art der Entwicklung. Auf den Vorwurf des Bischof Rathulf: er erkenne keine Autorität an, antwortet der Jude: „Autorität! was ist Autorität? soll ich euch sagen, was ist Autorität?“ — Halt, muß jeder Zuschauer denken, jetzt kommt eine tief sinnige Definition der Autorität, und jeder scharfsinnige Dramatiker würde Alles aufgebieten haben, eine solche herauszuklügeln. Brachvogel nicht. Er verschmäht die Theorie, er ver-

fährt praktisch, er macht's wie das Volk, er giebt statt der Erklärung eine Umschreibung, ein Beispiel mit jenem schon oben erwähnten Hinweis auf die Autorität des Geldes. — Wohin wir blicken, überall tritt uns der naturwüchßige Autodidact entgegen.

Nun aber Alles in Allem: hat sich Brachvogel auch in dieser neuen Arbeit als ein Dramatiker von großer Begabung bewährt? Wir antworten mit einem entschiedenen Ja. Es erfüllt ihn eben das undefinirbare Etwas, nennen wir es eine Inspiration, die eben, weil sie noch an die Wunderkraft der Bühne glaubt, auch von der Bühne herab wunderbar wirkt. Deshalb möge man aber auf anderen Bühnen den großen Erfolg keineswegs gesichert sehen. Einmal verlangt das Stück in den Hauptrollen eine excellente Darstellung, wie sie den Brachvogelschen Stücken in Berlin zutheil wird; dann ein Publikum, das dem Dichter mit freudiger Anerkennung entgegenkommt, wie es Brachvogel in Berlin gleichfalls in seltenem Grade findet. Das Bühnenschicksal des „Adalbert“ möchte wohl um nichts glänzender als das des „Gög“ sein, der nur hier und da einmal als rara avis aufsteht.

Ein „Adalbert von Babanberge“ ist überdies schon von der Bühne gänzlich verschwunden. Denn von einer Bearbeitung desselben Stoffes, vor 40 oder mehr Jahren, die ein Herr Birnbaum geliefert haben soll, weiß nicht einmal der, als Sammler sehr fleißige Rehr ein in seiner „dramatischen Poesie der Deutschen.“ Es muß wohl ein sehr schwacher Versuch gewesen sein.

E. M.

Karl Müchler.

Ein Nekrolog.

Dem Tode des Begründers der „Abend-Zeitung“ ist vor kurzem auch der eines der ältesten und langjährigsten Mitarbeiter gefolgt. Am 12. Januar starb zu Berlin der Kriegs Rath Karl Müchler, ein, in der Unterhaltungsliteratur jener Zeit, deren Glanzepoche die ältere „Abend-Zeitung“ repräsentirte, vielgenannter Name. Karl Müchlers erste literarische Arbeiten fallen noch vor den höchsten Aufschwung der classischen Schiller-Göthe-epoche unsrer Literatur, seine Thätigkeit hat die jung-

deutsche und politische Sturm- und Drangzeit überdauert, und weit über ein halbes Jahrhundert hinaus, war es dem Greise vergönnt der geistigen Entwicklung der deutschen Nation zu folgen, — und mannichfach an ihr selbst Antheil zu nehmen.

Karl Mächler war ein geborner Pommer (1763 sein Geburtsjahr, Stargard sein Geburtsort) und in jeder Beziehung ein altpreussischer Patriot. Seine Vaterlandsliebe erschien gepaart mit einem glühenden Protestantismus, den er noch in die schwungvollen Verse seiner letzten „Weihnachtslieder“, die uns bekannt geworden (1852 und 1853) ausströmte. Dieser Patriotismus steht in Bezug zu dem merkwürdigsten Ereignisse seines literarischen Lebens. Im Jahre 1806 erfaßte er ein Gedicht „der Eroberer“ gegen den damals auf dem Gipfelpunkt seiner Macht stehenden Napoleon I, ein Gedicht so vom „Tyrannehaffe“, wie er später in Arnolds und Körners Liedern zum Ausbruch kam, beseelt, daß es seinen Verfasser zur Flucht vor den französischen Sendlingen zwang. Dieses Gedicht, von Hoffmeister in dessen „Supplementen zu Schillers Werken“, auf die Rechnung des Meisters gesetzt, reclamirte Karl Mächler als sein Eigenthum im Jahre 1841 und bewies seine Autorschaft unwiderleglich.

Eine fernerweite eigenthümliche Erscheinung unter seinen zahlreichen poetischen und prosaischen Arbeiten, bildeten jene „Weihnachtslieder“, welche Jahrzehnte hindurch anfänglich in verschiedenen berliner Zeitungen, zuletzt als Manuscript für Freunde gedruckt wurden. In ihnen bewährte Mächler noch in den spätesten Jahren eine seltene Frische. Die ersten dieser Lieder sind (unseres Wissens 1827 und zwar mit Melodien vom Componisten der „Fanchon“ Himmel begleitet), gesammelt worden.

Im Uebrigen widmete sich Mächler mehr der leichtern Unterhaltungsliteratur, zu der er, in dem von ihm redigirten „Anekdoten Almanach“ und in den beliebtesten Unterhaltungsblättern, die zahlreichsten Beiträge lieferte. Die gegenwärtigen Leser der „Abend-Zeitung“, sofern sie nur einige Jahre zurückdenken wollen, sind mit Mächlerschen Gedichten und Novellen nicht unbekannt, denn besonders in den Jahren 1851 und 1852 war der Greis noch einmal ein fleißiger Mitarbeiter des Blattes, das

er aus seinen besten Mannestagen lieb gewonnen. Leider hatten verschiedene Koryphäen der neuern Literatur Mächlers Zorn und Unwillen im höchsten Grade wachgerufen und er hielt sich verpflichtet, dies rücksichtslos offen kundzugeben. Als einer der gegenwärtigen Hauptmitarbeiter des Blattes sich eine bescheidne Vorstellung gegen diese fortgesetzten Angriffe gestattete, zog er sich im Frühling 1853 auch von der „Abend-Zeitung“ zurück, und beraubte uns so, ohne eigentliche Schuld, der Mitarbeiter-schaft eines der ältesten Veteranen der Belletristik.

Eine Lieblingspecialität Mächlers waren die historischen Miscellen, deren er in der gedachten Zeit eine große Menge in diesen Blättern mitgetheilt hatte, und die von seltner Belesenheit, besonders in der Memoiren- und Curiositätenliteratur, zeugten. Viele derselben versah er am Schluß mit Nuganwendungen auf heute, die besonders gegen den Katholicismus gerichtet wurden. — So tief wurzelte Mächlers protestantische Ueberzeugung, daß er zum Beispiel an den beabsichtigten Uebertritt des, als Verfassers der „Bernsteinheze“ bekannt gewordenen Wilhelm Meinhold nicht zu glauben vermochte, und denselben in seinem Nekrolog Meinholds in der „Abend-Zeitung“*) noch dann bestritt, als an der Absicht, nach dem Uebertritt von Meinholds Sohn, und nach dessen eignen letzten literarischen Arbeiten, wohl kaum noch zu zweifeln war. Solchergestalt hat er auch die andre Seite seines consequenten Wesens, seine Liebe zum deutschen und besonders engern preussischen Vaterlande, festgehalten. Die Berliner „Zeit“ theilt in dem kurzen Nekrologe aus einem seiner letzten Briefe die Stelle mit: „Ich habe mit der Welt abgeschlossen, ich begehre nichts von ihr für die wenigen Momente meines Daseins auf ihr, aber so lange noch mein Herz schlägt, werde ich dem Ausspruche des unsterblichen Schiller treu bleiben: „Ans Vaterland ans theure schließ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen.“

Die „Zeit“ fügt noch bei: „Körperleidend aber geistesfrisch waren seine letzten Tage, schmerzlos ist sein Ende gewesen. Einen Feind hat er nicht zurückgelassen, aber viele Freunde. Sie bewahren dem wackern Greise ein freundliches Andenken, bis zur Wiedervereinigung dort oben.“ —

18.

*) Abend-Zeitung von 1852 im Januar.

Feuilleton.

Neue Belletristik.

* M. Solitaires originelle novellistische Productionen, welche die „Abend-Zeitung“ seit einigen Jahren publicirt und vertreten hat, erfreuen sich in neuerer Zeit einer allgemeinen Anerkennung. Soeben lesen wir einen sehr rühmenden Artikel über Solitaire im „Hamburger Correspondenten“. Sein neuestes Buch: „Trauter Heerd und fremde Woge“ ist ganz besonders von der „Breslauer Zeitung“, „der Muse“ u. s. w. hervorgehoben worden und nur die Urtheile ob „Heilwigi's“ oder „der Engel der Wogen“,

welche beiden Erzählungen wir im verflossenen Jahre brachten, vorzüglicher seien, erscheinen getheilt.

* Fanny Lewald hat eine Anzahl neuerer Erzählungen unter dem Titel: „Deutsche Lebensbilder“ (Braunschweig bei Vieweg in vier Bändchen) erscheinen lassen. Dieselben sind in der gewöhnlich sehr interessanten und spannenden Weise der Verfasserin, aber wie deren Producte immer, ohne eigentliche Wärme und innere Theilnahme am Geschehen geschrieben.

Literarische Novitäten.

Zur Besprechung eingegangen.

- 1) Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben und Oskar Schade. Band 5. (Hannover, Rümpler)
- 2) Zur Reform der modernen Kunst. Eine Studie zur neuesten Kunstgeschichte. (Halle, Schrödel und Simon.)
- 3) Die Autorschaft des Fichters von Ravenna. Von Otto von Schorn. (Düsseldorf, W. Kaulen.)
- 4) Alexander Schnetger. „Johanna Gray.“ Trauerspiel in 5 Aufzügen. Bühnen-Manuscript. (Gotha.)
- 5) Guido Fritsch. „Eine Ehestands-Episode.“ Lustspiel in einem Akt. Bühnen-Manuscript. (Breslau.)
- 6) Josef Nank. „Achtspännig.“ Volks-Roman. 2 Theile. (Leipzig, Hermann Mendelssohn.)
- 7) Josef Nank. „Von Haus zu Haus.“ Kleine Dorfchronik. (Leipzig, Voigt und Günther.)
- 8) Josef Nank. „Sein Ideal.“ Erzählung. (Zwickau, Gebrüder Thost.)
- 9) Josef Nank. „Die Freunde.“ Roman in zwei Bänden. Zweite durchgesehene Auflage. (Leipzig, Herbig.)
- 10) Durch Welschland. Reisegedanken und Gedankenreisen. Aus der Brieftasche eines Candidaten. (Stuttgart, Liesching.)
- 11) M. Solitaire. „Trauter Heerd und fremde Woge.“ Scenovellen. (Leipzig, H. Matthes.)
- 12) Claire von Glümer. „Mythologie der Deutschen.“ — Bibliothek für die deutsche Frauenwelt. 1. Band. (Leipzig, Otto Wigand.)
- 13) H. C. Dersted's Leben. Zwei Denkschriften von Hauch und Forchhammer. Nebst chronologischem Verzeichniß von Dersted's literarischen Arbeiten. Aus dem Dänischen von D. H. Sebald. (Spandau, A. Martens.)
- 14) Aus der Natur. Die neuesten Entdeckungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften. (Leipzig, Ambr. Abel.)
- 15) P. Flourens. Das menschliche Leben in seiner Dauer von mehr als hundert Jahren. (Leipzig, E. S. Reclam sen.)
- 16) Kleinigkeiten. Aus dem Englischen. Zweite Auflage. (Bremen, J. G. Heyse.)
- 17) Franz List's gesammelte Schriften. Erster Band: „Die Göttestiftung.“ — „Chopin.“ (Cassel, Ernst Balde.)
- 18) Hector Berlioz. „Les Soirées de l'Orchestre.“ 2. Auflage. (Paris, Michel Levy.)
- 19) Hector Berlioz. „Le chef d'Orchestre.“ Théorie de son Art. Extrait du grand traité d'Instrumentation et d'Orchestration modernes. (Paris, Schonenberger.)
- 20) Wilhelm von Lenz. „Beethoven.“ Eine Kunststudie. Dritter Theil: „Kritischer Katalog sämmtlicher Werke Beethovens, mit Analysen derselben.“ (Cassel, Balde.)
- 21) Julius Schladebach. „Universal-Lexikon der Tonkunst.“ (Dresden, Robert Schäfer.)
- 22) Graf Laurencin. „Zur Geschichte der Kirchenmusik bei den Italienern und Deutschen.“ Eine Abhandlung. (Leipzig, Heinrich Matthes.)
- 23) Carl Grädener. „Bach und die Hamburger Bachgesellschaft.“ Ein Beitrag zur Kunstkritik. (Hamburg, Fritz Schubarth.)
- 24) C. Haushalter. „Geschichte des Mozart-Vereins.“ Denkschrift zur 100jährigen Jubelfeier Mozarts. (Erfurt, Körner.)
- 25) Carl Santner. „Musikalisches Gedenkbuch.“ Erster Jahrgang. (Wien und Leipzig, Expedition der deutschen Liederhalle.)
- 26) Keppner. „Kurze Geschichte der musikalischen Ideen.“ (Freiburg, Fr. Wagner.)
- 27) Bernhard Klemm. Katechismus der Tanzkunst. (Leipzig, J. S. Weber.)

Verantwortl. Redacteur: Bruno Hinz.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Matthes.

Druck von J. G. Wolf in Freiberg.